

# Die Neue Welt

Nr. 13

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Vor ihrem weiß umhangenen, gleich frischem Schnee leuchtenden Toilettentisch saß Amalie Langen. Sie kämte ihr schönes Haar für die Nacht aus, gleichmäßig lang und schlicht hing es ihr tief über den Rücken herunter. Es sah gut aus, wie ihre Arme aus den weiten Ärmeln des Frisirmantels herblinnten und den Kamm durch die blonde Haarmasse führten. Am Hals hatte sie ein blaues Band, das klebete ihrer lichten Gesichtsfarbe vortrefflich.

Das Fenster hinter den Zuggardinen war noch nicht ganz geschlossen, vom Garten wehte ein würziger Duft nach Neseben und Nelken herein; Lora hatte die auf dem kalten Fleck unten an der Hauswand gepflanzt, sie hatte so darum gebeten. Frau Langen hatte sonst nicht viel Acht auf das Beetchen; heute athmete sie aber doch den angenehmen Geruch mit Behagen.

Ihre Augen glänzten, ihr Gesicht trug einen weichen Ausdruck als gewöhnlich. Sie trug heute in sich das Gefühl höchster Befriedigung. Sie war in der Vorstandssitzung des Vereins für „Allgemeine Müßigkeit“ mit Aklamation zur stellvertretenden Präsidentin gewählt worden. Chespräsidentin war die Frau Generalin von Bimmerstein, geborene Freiin von Weimersheimb, die erste Frau der Stadt; sie demnach also die zweite — wela' ein Gefühl!

Amalie gelobte sich im Stillen, sich der Ehre, die ihr widerfahren, voll und ganz würdig zu erweisen. Sie hatte ja so viel Zeit für die Müßigkeit; der Junge ging in die Schule, die Dienstmägde versorgten das Hauswesen, ihr Mann war auf dem Gericht, und Lora — ach, Lora, die war ein so bequemes Kind, die spielte Engelnchen und erzog sich eigentlich ganz allein.

Jetzt war das blonde Haar in zwei dicke Zöpfe geflochten, Frau Amalie sah hübsch und jugendlich aus; da knarrte die Thür, und der Landgerichtsath schob sich vorsichtig herein.

Er war blaß und ernst.

„Du bist noch auf?“ fragte er erstaunt und bestete einen Blick auf seine Frau; er hatte sie lange nicht so gesehen, meist lag sie schon im Bett, wenn er kam.

„Ja,“ sagte sie und schlang sich die Zöpfe um den Kopf. Sie sah ihn an. „Was hast Du eigentlich, Fritz? Den ganzen Tag gehst Du verstimmt herum!“

„Ich — ? O nichts, nichts!“

„Doch!“ Sie stand auf und kam langsam näher auf ihn zu; ihre große Gestalt schob sich wie ein Bollwerk vor ihn; er sah ordentlich dürrig neben ihr aus. „Sage mir, was Du hast,“ wiederholte sie, halb gebieterisch, halb zärtlich. Die Erfolge des heutigen Tages hatten sie erregt und merkwürdig

zugänglich gestimmt; auch kam die Neugier dazu, sie mußte wissen, warum er solch' ein verstörtes Gesicht machte.

Sie kam auf ihren Mann zu und legte den Kopf schwer an seine Schulter.

Er sah auf ihr blondes Haar, es glänzte und roch wohlgepflegt und wohlgebürstet. Darunter hob sich das hübsch gefornite Ohr, und hinter dem blauen Bande der glatte, makellose Nacken.

„Fritz,“ sagte sie leise, dadurch wurde ihre Stimme angenehmer, „sage mir doch, was Du hast?“ Sie lehnte sich schwerer an ihn; er mußte sich festhalten, um nicht unter der Last ihres vollen warmen Körpers zu taumeln.

„Ich — ich habe nichts, garnichts!“ Unwillkürlich senkte er dabei, sie hob den Kopf und strich ihm über's Gesicht. „Laß nur, Amalie! Laß nur, ich habe wirklich nichts Besonderes — Briefe — ein paar dumme Briefe, das ist Alles. Sprechen wir nicht mehr davon!“

„O doch,“ beharrte sie. „Warum willst Du es mir nicht sagen?“ Sie ließ nicht ab zu streicheln und sah ihm forschend in's Gesicht mit einem durch die Müßigkeit unflorten Blick ihrer kalten Augen. „Du hast Briefe bekommen? Natürlich aus Berlin, andere könnten Dich nicht so verstimmen! Du hast von Lena gesprochen.“

„Wieso? Zu Dir doch nicht!“

„Nein — aber das Kind — Lora sagte —“

„Du hast das Kind ausgefragt? Amalie!“ Er sagte weiter nichts, aber er schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

Sie erröthete tief, und mit diesem Erröthen sah sie ganz so aus wie damals am Sonntag im Garten an der Wupper, als er sich über das Puffen des Blutes unter ihrer reinen Haut freute. Er vergaß den Vorwurf.

„Sage mir, was haben sie geschrieben?“ bat sie. Seinen Arm um ihre Taille ziehend, veranlaßte sie ihn, mit ihr in der Stube auf und nieder zu schreiten. Ein paar Augenblicke sprachen sie nichts.

Langen kränkte sich über die Neugier seiner Frau; das Kind ansfragen — wie konnte sie das thun? Aber zugleich ärgerte er sich über sich selbst, daß er sich nicht besser bezwungen hatte. War er denn ganz unklug? Aber sie drückte sich so fest an ihn; dabei war er müde und matt, der Tag hatte ihn zermüht. Es mußte eine Wohlthat sein, sich anzusprechen zu können. Er hatte den lebhaften Wunsch, den Kopf an eine weiche Schulter zu legen, sich streicheln zu lassen und dabei die Augen zu schließen. Er dachte garnicht direkt an seine Frau, nur dieser eine Wunsch bemächtigte sich seiner, immer dringlicher und dringlicher. Er senkte.

„Bist Du böse?“ fragte Amalie. „Sage mir, was Du hast, ich will es wissen. Bitte!“ Bei dem „Bitte“ spigte sie die Lippen und küßte ihn; und nun noch einmal.

Er senkte wieder aus tiefstem Herzensgrunde; fast gegen seinen Willen entfuhr es ihm: „Ja, ich habe Briefe aus Berlin!“

„Zeige sie mir!“

Mechanisch griff er in die Brusttasche und reichte ihr die Briefe.

Hastig riß sie ihm die Papiere aus der Hand, trat dicht an ihren Toilettentisch und las beim flackernden Schein der Kerzen. Kein Zug in ihrem Gesicht verrieth, was sie dachte, nur ihre Lippen kniffen sich dünn zusammen.

„Nun,“ fragte sie endlich, ohne ihren Mann anzusehen, „hast Du hierauf schon geantwortet?“

„Nein; ich war schon dabei, aber da“ — Er stockte. Seine Lora, die war dazwischen getreten, er hörte auch jetzt ihr Stimmchen: „Arme Tante Lena! Da ist doch nir böß zu sein, Bäterchen“ — das Kind war Lena's Fürsprecher gewesen. „Ich will mir's noch überlegen,“ sagte er ausweichend, „man muß nicht in der ersten Hitze schreiben. Wenn ich's recht erwäge, muß ich bedenken, daß Lena falsch geleitet ist; da ist der Einfluß ihres Mannes — und sie sind Beide ja noch jung, unbesonnen, impulsive Naturen,“ setzte er entschuldigend hinzu.

„Unbesonnen, impulsiv?“ Sie fuhr auf, durch ihre plötzliche heftige Bewegung flatterte ihr weiter Frisirmantel, die Kerzen verlöschten. Im lauen Halbdunkel der Sommernacht sah er ihr weißes Gesicht gegenüber und ihre scharf umrandeten glühenden Augäpfel. „Wie kannst Du? Wie darfst Du — wie darfst Du Dir das gefallen lassen? Es ist unerhört!“ Ihr klangloses Organ steigerte sich, sie faßte seine beiden Handgelenke. „Du — Du hast mir nichts davon gesagt; Du hast ihr Geld geschickt?“

„Es war von meinem Gehalt,“ sagte er gepreßt.

„Also abgepart?! Die Undankbare! Du bist zu gut gegen sie, immer zu gut gewesen. Hast sie immer verzogen! Aber diesmal, diesmal hat sie Dich wirklich zu tief gekränkt! Ich bin beleidigt in Dir, ja, so beleidigt!“ Amalie weinte. „Was habe ich schon um Lena erduldet?! Mich hast Du gegen sie zurückgesetzt! Aber jetzt — jetzt —!“ Sie neigte ihr Gesicht ganz nahe gegen das seine, Thränen der Wuth und der Eifersucht flossen über ihre Wangen; auch Mitleid war wohl dabei. „Jetzt mußt Du ihr einen gehörigen Brief schreiben, gleich morgen; er wird ihr nur zum Besten dienen. Vielleicht, daß sie Umkehr hält in ihrem hochmüthigen Sinn. Thu's, thu's!“



— garnichts! Eine Sache, weiter nichts; jetzt ist sie eine Person.“

Lena sah ihn erstaunt an, er redete von der Signora als von seinem Werk, und doch war sie die Berühmte, und wer kannte ihn?

Als erriethe er ihre Gedanken, sagte er jetzt: „Das ist nun einmal so, die Künstlerin erntet die Vorbeeren und der Impresario wird vergessen. Bella, ist es nicht so?“ Er legte vertraulich die Hand auf den Arm der Ferricioni; diese fuhr herum und sah ihm mit einem langen Blick in die Augen. Sie sprach italienisch miteinander, so rasch, daß Lena nicht folgen konnte, ein Gewirr von weichen sangbaren Lauten schlug an ihr Ohr. Die Beiden schienen sehr vertraut.

Nun wandte sich Lavallo wieder zu der jungen Frau. „Dieser alte Mann,“ er nickte nach Reuter hin — „o, er ist ein Kunstkenner, ein weiser Mann! — Hat mir viel von Ihnen erzählt, Madame. Ich möchte Sie singen hören. Ich gehe von hier nach Petersburg, ich stelle eine Truppe zusammen, mit der ich dort konzertire. In Petersburg, Moskau und allen großen Städten; auch in Warschau auf dem Wege dorthin. Ich brauche noch eine Junge, die Volkslieder singt, deutsche, rührende Volkslieder, bei denen die Leute weinen. Sie braucht nicht viel zu können; nur das muß sie haben, das“ — er blühte sich wieder und küßte ihre Hand — „was Sie haben!“

(Fortsetzung folgt.)

## Mittelalterlicher Antisemitismus.

Von Ernst Wahrmund.

Nachdem die christliche Kirche international wie das römische Weltreich und endlich selbst eine politische Macht geworden war, eine Staatskirche mit einem ausgebildeten Lehrgebäude, dessen einzelne Sätze geglaubt werden sollten, wurde die „Religion der Liebe“ ebenso ausschließlich herrschend und verfolgungswützig wie jede andere Staatskirche. Auffällig ist es immerhin, daß die christliche Kirche ihre leibliche Mutter, die Synagoge, so ganz und gar verleugnet hat.

Zu dem Judenhaß des deutschen Mittelalters scheinen christliche Priester zuerst gehetzt zu haben, die aus Neid vergehen wollten, als sie unter den karolingischen Kaisern sehen mußten, daß gelehrte und weltkundige Söhne des Volkes Israels am Hofe hohe Vertrauensstellungen einnahmen. So bediente sich Karl der Große eines Juden Namens Jaak bei seinem spanischen Feldzug und bei den Verhandlungen mit Sultan Raschid zu allerlei Geschäften, denen die christlichen Hoffbranten und Gelehrten nicht gewachsen waren infolge ihrer Unkenntnis der orientalischen Sprachen und des Handels und Wandels in fernen Ländern.

Am Hofe Ludwig's des Frommen mußte es den Eblen und der hohen Geistlichkeit ebenfalls stark missfallen, daß des Kaisers Gemahlin mit dem alttestamentlichen Namen Judith „das auserwählte Volk Gottes“, die „Kinder der Propheten“, „Nachkommen der Patriarchen“, „das Geschlecht der Gerechten“ besonders begünstigte. Es ward Mode, den Segen der Rabbiner zu empfangen und ihre Predigten anzuhören mit demselben Eifer, mit welchem man dies bei christlichen Priestern that. Ein Geistlicher, der Dialonus Bodo, trat sogar zum Judenthum über und nahm den Namen Eleazar an.

Karl der Kahle, seit 843 Herr von Neustrien, Westfrankenland, Aquitanien und der spanischen Mark besaß einen jüdischen Leibarzt Namens Zedekias, und Juda „der Getreue“ war sein politischer Günstling, der ihm als Zollpächter diene und wohl nützlich befunden, aber von vielen Großen glühend gehaßt wurde.

Die Juden, die Väter der orientalischen Wissenschaft, die Vorgänger des Christentums, als Sprachkenner, Geschäftleute, Finanzkünstler, Rechenmeister, Aerzte, als Dolmetscher und in tausend anderen Dingen den Herrschern nützlich, wurden eben infolge der Gunst der Herrscher, welche in erster Linie von all diesen

Eigenschaften Nutzen zogen und ihre Diener hebräischen Stammes begünstigten, weil sie ihre Brauchbarkeit schätzen gelernt hatten, bald genug von Adel und christlicher Geistlichkeit gleichermaßen beneidet, gehaßt und angefeindet.

Die Abneigung der alten Römer gegen die Juden hatte ihre politischen Gründe. Die steten Aufstände unter den römischen Kaisern hatten der Metropole der alten Welt schwer zu schaffen gemacht, bis Titus Staat und Volk Juda endgültig zertrümmerte. Das spielte jedenfalls auch mit hinein in den christlich germanischen Antisemitismus; dieser konnte sich auf den Spott römischer Schriftsteller über die Juden berufen, soweit er von römischer Geschichte etwas kannte. Freilich war bei der Erinnerung an die altrömische Abneigung gegen die Juden fatal, daß das kaiserliche Rom auch die Christen einfach als zu dieser Sekte gehörend betrachtet hatte. Die Juden hatte Altrom bekämpft als Nation, und das Christentum war ursprünglich international seit dem großen Einigungs-Synodalkongreß zu Jerusalem, wo die Richtung Paulus über die jüdisch partikularistisch-national-beschränkte Richtung Petrus Herr geworden war.

Das internationale Christentum aber, welches die Christenverfolgungen der römischen Cäsaren Nero, Diocletian, Julianus Apostata so gründlich verfluchte und verwünschte, hat seinerseits die Juden mindestens ebenso grausam behandelt, aber in seiner Kirchengeschichte kein Kapitel mit der Ueberschrift „Judenverfolgungen“ eingeführt. Es hatte auch nicht, wie Alt-Rom, die Staatsraison für sich, einen jüdischen „Staat“ gab es ja nicht mehr.

Aus den romanischen Ländern, wo altrömische Toleranz herrschte, aus Italien, Südfrankreich kamen jüdische Familien nach Deutschland mit den Talenten ihrer Rasse, den Erfahrungen ihrer alten Kultur ausgerüstet. In süddeutschen und rheinischen Städten brachten sie es zu Gemeinden.

Ihr enger Zusammenschluß, ihr stark ausgeprägter Familiensinn, wohl auch der Umstand, daß sie ihren Glauben mit seiner konsequenten Eingottessverehrung für richtiger hielten als den Dreieinigkeitsglauben der Christen, vor Allem aber ihre wirtschaftlichen Erfolge erregten den christlichen Haß.

Auch der Schutz der Herrscher hatte sehr materielle Gründe. Willkommen waren ihre Dienste, — aber sie gaben auch ein vortreffliches Ausbeutungsobjekt ab. So wurden sie des heiligen römischen Reiches deutscher Nation „Kammerknechte“, die sich besonderen kaiserlichen Schutzes erfreuten — freilich nicht umsonst, sondern für gutes Geld. Von jedem neuen Kaiser mußten sie die Bestätigung ihrer „Privilegien“, d. h. die Erlaubnis, gegen höhere Abgaben, als die christlichen Kaufleute, Handel zu treiben, von Neuem erwerben, bestätigen lassen.

Nach „christlich-germanischem“ Staatsrecht war es guter Wille des Kaisers, wenn er sie leben ließ; dieser gute Wille mußte mit einem Drittel aller Judenhabes bezahlt werden. Dafür beschützte sie der Kaiser.

Dieser Judenschutz (samt seinen Gefällen und Einnahmen) konnte vom Kaiser verschenkt, verlehnt und verfest werden. Am längsten blieb der Judenschutz in den Reichsstädten bestehen. Gegen gutes Geld traten die Kaiser manchen Städten das Recht ab, „eine Judengemeinde zu halten“; diese waren ja gute, leistungsfähige Steuerzahler und Erpressungsobjekte. Als solche behandelten Fürsten und Städte die Judengemeinde mit löblichem Eifer um die Wette. So zwang man häufig Judengemeinden, ihr Schutzrecht „freiwillig“ aufzugeben, um sie zu neuer Zahlung zu nöthigen, den ausgegebenen Schutz neuerdings wieder zu erwerben.

Wenn ein Kaiser, ein Fürst, eine Stadt Krieg zu führen hatte, brauchte man natürlich Geld, und das erpreßte man mit Vorliebe von den Juden — trotz allem Kaiserschutz!

Den Anstoß zu den eigentlichen Judenverfolgungen im großen Stil gaben die Kreuzzüge, die noch heute viel zu sehr in idealer Beleuchtung als Neußerungen der religiösen Begeisterung, viel zu wenig auf ihre materiellen und wirtschaftlichen Triebfedern betrachtet zu werden pflegen. Oft wurde die Parole ausgegeben: haben einst die Juden Jesus Christus

an's Kreuz geschlagen, so mögen sie auch zahlen für den heiligen Krieg zur Befreiung des Grabes Christi. Bald hieß es weiter: „Was sollen wir erst nach dem heiligen Land ziehen? Strafen wir zunächst die Nachkommen der Mörder Christi, die wir so nahe bei der Hand haben: auch das wird Gott wohlgefallen!“

Waren ehemals die Juden als Steuerpächter dem Volke genugsam verhaßt, so ward es schlimmer und schlimmer, als man ihnen verbot, Grundbesitz zu erwerben, Aemter zu verwalten, in die Zünfte der Handwerker einzutreten, als die Kaufleute deutschen Gebiets ihre Kenntnisse sich angeeignet hatten und ihrer Dienste nicht mehr bedurften, als sie auf Schacher und Wucher beschränkt wurden. Den Christen war das Zinsnehmen eigentlich verboten bei Strafe des Verlustes ihres Seelenheils, die Juden seelen aber konnte und sollte der Teufel unbehelligt holen, ja man verpflichtete die Juden geradezu zum Leihen auf Pfänder.

Gewiß nahmen sie oft recht hohe Zinsen, aber ihre Sicherheit war auch gering genug. Ihre kaiserlichen und sonstigen Schutzherren nahmen keinen Anstand, den Schuldnern der Juden ihre Schulden zu schenken. So entledigte Ludwig der Baier den bei 85 Juden schwer verschuldeten Burggrafen Johann von Nürnberg dieser und aller seiner übrigen Schulden bei Juden mit einem Federstrich. Er schrieb an die Nürnberger Judenschaft: „Das wollen wir nicht entbehren, daß ihr uns mit Leib und mit Gut angehört und wir mit Euch schaffen, thun und handeln mögen, was wir wollen und wie es uns gut dünkt.“

Päpste machten es ebenso. Eugen erklärte alle Theilnehmer am zweiten Kreuzzuge ihrer Judenschulden quitt und ledig. Innocenz III. erließ zur Zeit des vierten Kreuzzuges eine Bulle mit der gleichen Bestimmung.

König Wenzel bereicherte sich und viele Städte des Reiches auf diese Weise. So überschrieb er ein Guthaben der Juden in schwäbischen Städten einfach auf diese, die sich wohl kaum an die Schuldner der Juden, sondern an diese selbst hielten und sich „erholten“.

Diese hohen und höchsten Beispiele fanden natürlich gelehrige Schüler auf den übrigen Stufen der gesellschaftlichen Standesstufenleiter: Alle betrachteten den Juden mehr oder minder als ein jagdbares, wirtschaftliches Wild.

Wie im Leben, so ist auch in der Literatur und Kunst des Mittelalters der Jude nahezu vogelfrei.

Schon der Dichter des Heland (verfaßt um 830 n. Chr.), jenes altfächischen Heldengedichtes, welches das Leben Jesu behandelt, sucht auf jede Weise das Christentum vom Judentum los zu machen: es meldet nichts von des Johannes und von Christi Beschneidung; den Schwur „bei Jerusalem“ in der Bergpredigt übergeht er, Bezühungen auf das alte Testament übergeht er gestillich.

Zahlreiche mittelalterliche Gedichte schildern einen Wortkampf zwischen Vertretern der christlichen Kirche und der Judenschaft, welche sammt und sonders damit enden, daß der christliche Sprecher glänzend siegt und der jüdische mit Schimpf und Schande unterliegt. Ein ganzes Epos des Konrad von Würzburg ist dem Religionsstreit zwischen Christentum und Judentum gewidmet. In seinem H. Silvester läßt der 1287 zu Basel verstorbene Dichter den Titelhelden mit den jüdischen Meistern am Hofe Konstantins des Großen disputieren, dessen Mutter Helena die jüdische Religion bevorzugt. Der Meister Jambri tödtet einen Stier, indem er ihm ein zauberkräftiges Wort zuruft; Silvester aber thut das größere Wunder, daß er den Stier durch ein Wort wieder lebendig macht.

In unzähligen Gemälden und Bildwerken werden Kirche und Synagoge, Judentum und Christentum, in Gestalt zweier weiblicher Figuren einander gegenüber gestellt. Die „Synagoge“ tritt meist mit verbundenen Augen auf, um ihre geistige Blindheit zu kennzeichnen, der Schaft der Fahne, die sie gewöhnlich trägt, ist zerbrochen. Zuweilen treten für die beiden allegorischen Frauengestalten der Hohepriester und der Papst ein als Vertreter ihrer beiden Religionen. Das Fäknlein der Kirche, beziehungs-

weise das des Papstes, ist natürlich allemal heil und flattert fröhlich und siegverheißend im Winde.

Auch in den kirchlichen Schauspielen der Geistlichen, gedichtet und aufgeführt von Priestern und Mönchen mit dem Zweck, die heilige Geschichte wie die Lehren des Christenthums der Gemeinde recht sinnfällig einzuprägen, regt sich der christliche Judenthum in bissiger Satire. In den Osterspielen, welche die Passion Christi darstellten, werden die Pharisäer und Juden, welche Christus vor dem römischen Landpfleger verklagen und seine Verurtheilung erzielen, den Zuschauern in lächerlichen Kostümen und grotesken Tänzen vorgeführt, welche sie mit lauderwelschen Sprüchen und Gesängen begleiten.

Namentlich am Verräther Judas weht die geistliche Dramenfabrik ihren Zahn. Dann war eine beliebte, aus dem Leben gegriffene Gestalt die des Krämers, dem Maria Magdalena Narde und köstliche Spezereien abkaufte. In den ältesten Spielen, in denen dieser Krämer auftritt, wird er als eine gleichgültige, farblose, typische Gestalt aufgefaßt. Immer mehr aber verwandelt er sich zu einer antisemitischen Skurrilatur, geschaffen, dem Publikum etwas zum Lachen zu geben und die schon im Volke stark entwickelte Abneigung gegen die Juden zu kugeln; er wird zum marktstreuerischen, betrügerischen Quacksalber, wie man sie im Lande umherziehen sah.

In einem Osterspiel aus Schlefien findet sich folgende Szene: Eben haben die Wächter am Grabe Christi, die „Mitter“, wie sie im Spiele heißen, dienstschuldig die Auferstehung und das Verschwinden des Leichnams Christi aus dem Grabe gemeldet, da tritt der Krämerjude auf, von dem die das Grab besuchenden Frauen Spezereien kaufen sollten. Dieser preist ihnen seine Waare an:

Ich bin wahrlich kommen von Paris (Paris),  
Auf Arznei hab' ich gelegt meinen Fleiß:  
Was ich euch sage, das ist nicht wahr!  
Nun hört, ihr Jungen und ihr Alten,  
Ihr Rauben und ihr Kalten,  
Nun höret alle gleich,  
Reiche, Arm und Reich,  
Ich bin ein Meister her' kommen,  
Ihr sollt mein nehmen kleinen Frommen.

(b. i. ihr sollt wenig Nutzen von mir haben, weil ich auch betrügen will!)

Ich habe Arznei allsobiel,  
Die ich euch jetzt nennen will . . .  
Ich bin ein Meister hochgeboren  
Und habe meinen Knecht verloren:  
Und wär' irgend einer in dem Lande,  
Der angehitet hätte eine Schande,  
Und wöhl er meines Dienstes pflegen,  
Wahrlich, reich an Gold wöhl ich ihm geben.

Da meldet sich ein Jüngling Namens Rubin und bietet sich an, indem er sich auf folgende Weise zu empfehlen sucht:

Herr, wie dünket euch um mich?  
Ich bin jung und höflich.  
Ich kann den alten Weiden  
Die Ventel abschneiden;  
Auch kann ich stehlet und gar wohl verschlagen  
Und bin doch nie zur Staube gegangen.  
Aber ich [hatte weniger Glück] in Baiernland,  
Da ward ich durch die Backen gebrannt:  
Wär ich nicht entgangen,  
Man hätte mich fürwahr gehangen.

Der Krämer fragt nach dem Namen des „Volontairs“.

Rubin bin ich genannt,  
In Baiern ward ich geschandt.\*  
Ich kann kaufen und verkaufen  
Und die Leute wohl leichen (betrügen).

Dann wird der Lohn ausbedungen.

Herr, mein Lohn ist gar stark,  
Ein Pfund Pulze\*\* und ein gebratener Quart.

Der Meister verspricht ihm noch einen Fladen von unansprechlicher Art als Extragabe und weist ihn in die Geheimnisse seiner Büchsen und Flaschen ein, alle nöthigen Reklamephrasen und ihre kräftigen Wirkungen beifügend. Dann schildert er ihm sein „säuberlich Weib“, gleichsam sie vorstellend:

Sie hat wahrlich einen krummen Mund  
Und sieht über die Nase wie ein Hund.  
Kesselfarbig ist ihr Haar wohl,  
Ihre Augen, die sind Wassers voll,  
Bei den Schreibern ist sie gerne . . .

Als die drei Marien Salben kaufen wollen und die Büchsen anfassen, ergrimmt des Krämers Drache und will sie mit Knütteln fortreiben; daraus entwickelt sich ein fabelhaft grober ehelicher Zwist zwischen den Beiden, der der schwächeren Frau eine Tracht Prügel einträgt. Die droht ihrem Gatten mit Anzeige seiner verschiedenen Betrügereien und jagt ihn damit derart in's Bodshorn, daß er gute Worte giebt und über Hals und Kopf seinen Kram zusammenrafft, um sich schleunigst aus dem Staube zu machen.

Dasselbe Stück ist auch in tschechischer Sprache vorhanden, und in dieser Fassung unterscheidet sich die Krämerzene von der deutschen nur dadurch, daß sich hier die Sprache des Juden in einer so schmutzigen Tiefe bewegt, daß selbst die derbsten Fastnachtsspiele eines Hans Rosenblüt oder Holz zart dagegen erscheinen.

Der als Schmied Regenbogen bekannte Dichter des dreizehnten Jahrhunderts hat ein Gedicht in der Form eines Streites zwischen sich und einem Juden verfaßt, in dem er mit seinem Gegenüber einen förmlichen Grozismus, eine Teufelsaustreibung vornimmt. Mit schalen Wizen und nackten Grobheiten beweist er nichts, sondern stellt nur Behauptungen auf, die jeder auch nur oberflächlich mit den Lehrbüchern seines Glaubens vertraute Hebräer hätte als nichtig erweisen können.

Der österreichische Dichter Helbling soll der Verfasser von lehrhaften Dichtungen gewesen sein, in welchen sich unter anderen Verse finden wie folgende:

Der Juden sind gar zu viel  
Hier in diesem Lande.  
Es ist Sünde und Schande,  
Es ward nie so groß eine Stadt,  
So wurde sie von dreißig Juden satt  
Voll Stantes und Unglauben.  
Welcher Christ lernet rauben  
Unter der Juden Panier,  
Den fälle Gott und ihu das schier (schnell)  
. . . Und wär ich ein Fürst zu nennen,  
Ich ließ euch alle brennen,  
Ihr Juden, wo ich euch kam an.

Das ging allgemach natürlich auch dem Volke in's Blut über.

In jenem Horte der Volksweisheit und dessen, was dem Volk jeweilig für Weisheit galt, in seinem Sprichwörterthum begegnen wir häufig dem alten Massenhas. Wir heben zum Beweise nur eine kleine Zahl aus, die wir verzeihlichen könnten, wenn wir es nicht für überflüssig hielten. Zum fliegenden Wort und Sprichwort ward eine dem Kaiser Augustus von Macrobius zugeschriebene Aeußerung bei Kenntnisaufnahme von dem Bethlehemiischen Kindermord: Bei den Juden ist es besser ein Schwein als ein Mensch zu sein. Vor Geschäftschlauheit und Uebervortheilungslust der Juden warnen folgende Worte: Bei Juden, Bettlern und Spielern bringt man sein Geld alle Zeit für voll an. De ehrlichen Juden het Hor in der Hand (im Handteller, wo keine wachsen). Der Jud weiß sich zu wehren und andere zu scheren. Des Juden liebste Farbe ist gelb. Die Juden schreiben gern mit doppelter Kreide. Die Juden seynd in einem Land so nutz als die Mäus auf dem Getreideboden und die Motten einem Kleide. Hündrige (zerlumpte) Juden haben das meiste Geld. Jüden und Ministen (Menoniten) bedregt alle Christen. Wenn die Juden von Moses reden, so denken sie auch an die Propheten. Wo viele Juden sind, da sind viele Diebe. Hans Sachs zitiert als Beleg für den Erbhas zwischen Juden und Christen:

Das alt Sprichwort sagt: Juden und Christen:  
Hund und Katz auf einer Misten!

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch wurde das Wort auch immer gehässig für etwas Schlechtes angewendet. Juden nannten einige Handwerke die Jungen, welche noch nicht die sogenannte Gesellen-taufe überstanden hatten. Einen lügenhaften Bericht bezeichnete man als einen Juden, daher die Redensart: Einem einen Juden aufhängen, ihm etwas weis machen. Ferner hieß ein schlüchlicher, unreinlicher Bart ein Jude; im Rheinischen nannte man den Juden zum Hohn einen bestimmten Theil des Müllgrats vom Schweine den Juden. Am nächstliegenden ist der Gebrauch des Wortes Jude als Schimpf-

name für einen unsauberen, wucherischen und betrügerischen Nichtjuden, deren es genug gab und von denen schon Hugo von Trimberg in seinem „Nenner“ sagt:

Sind böse Jüden des Teufels Räden (Jagdhunde),  
Wes Räden sind dann getaufte Jüden?

Die Quintessenz des mittelalterlichen Antisemitismus finden wir noch in Luther's Schriften: „Von den Juden und ihren Lügen“ und „Vom Schem Hamphoras“ (1543). Der Verfasser dieser Fluch- und Schimpfbücher gehört freilich — wenigstens von 1525 an nach seiner letzten „revolutionären“ That, seiner Ehefleischung! — mehr dem scholastischen Mittelalter als der Neuzeit an. 1523 hatte Luther in seiner Schrift: „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei“ ganz anders — nämlich vernünftig und tolerant über diesen Gegenstand geschrieben, 1543 aber läßt er kein gutes Haar an den Juden. Sie sind ihm „aller Bosheit voll, voll Geizes, Neides, Hasses untereinander, Hochmuths, Wuchers, Stolz, Fluchens wider uns Heiden . . . Der Teufel hat dies Volk besessen mit seinen Engeln . . . sie sind die rechten Lügner und Bluthunde, die die ganze Schrift mit ihren erlogenen Stoffen von Anfang an bis noch daher ohne Aufhören verkehret und verfälscht haben. Und all ihres Herzens ängstlich Seufzen und Sehnen und Hoffen geht dahin, daß sie einmal mit uns Heiden möchten umgehen, wie sie zur Zeit Eithier in Peria mit den Heiden umgingen . . . Schreiben doch ihre Talmud und Rabbinen, das Tödtten sei nicht Sünde, so ein Jude einen Heiden tödtet . . . und so er einem Heiden den Eid nicht hält, ist nicht Sünde . . . Stehlen und Rauben, wie sie durch den Wucher thun den Sojim, sei ein Gottesdienst, den sie halten . . . Auf solcher Lehre beharren auch noch heutigen Tages die Juden und thun wie ihre Väter, verkehren Gottes Wort, geizen, wuchern, stehlen, morden, wo sie können, und lehren solches ihre Kinder immer für und für nachthun.“

Seine praktischen Rathschläge stehen ganz auf der nämlichen Stufe der Vernunft und Sittlichkeit: Ausweisung, Wegnahme alles Vermögens, Zwangsarbeit; die Synagogen sollten verbrannt, ihre heiligen Bücher ihnen genommen, bei Todesstrafe ihnen verboten werden, im deutschen Lande Gott zu loben, zu danken, zu beten und zu lehren. „Und weil wir wissen, daß sie es heimlich thun, so ist es ebenso viel, als thäten sie es öffentlich. Denn was man weiß, das heimlich geschieht und geduldet wird, das heißt doch nicht heimlich.“

Genug davon! Die mittelalterliche Barbarei ist ja bis zur Stunde „in der Christenheit“ noch nicht abgethan. Noch heute hat Luther Nachfolger und Gesinnungsgenossen! Ueber hundert Jahre nach Leffing, nach der französischen Revolution, die zuerst die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze proklamirt hat, geht das finstere Mittelalter ohne Scheu auf offener Straße einher! —



## Die Konfektionsstoff-Fabrikation.

Von Arno Hirsch.

Man versteht unter Konfektion im Allgemeinen alle diejenigen Kleidungsstücke, welche sagen wir, den Stutzenanzug zur Straßentollette vervollständigen. Aus dieser Definition läßt sich näher bestimmen, welche einzelnen Stücke dahin zu rechnen sind: Herrenüberzieher, Damenmäntel, Jaquets, Capes &c. Die Stoffe, die zu diesen Kleidungsgegenständen verwendet werden, schwanken in der Qualität von den feinsten Seiden- und Mohairstoffen bis herab zu den ruppigsten Schunbinnitionen in Baumwolle; alle haben aber eine gemeinliche mögliche Stärke bei thunlichst ausgeprägter Weichheit. Diese Eigenthümlichkeit bedingt bei fast allen eine Zusammenfügung aus zwei Geweben; das eine zur Erzielung des äußeren Ansehens, das andere zur Hervorbringung der Stärke. Man spricht deshalb gewöhnlich von Oberwaare und Unterwaare,

\* Eine Verpötlung der Beschneidung oder auch eine barbarische Strafe soll damit gemeint sein.  
\*\* Pfannenholz, in der Pfanne gebratene Mehlspeise.

be-  
won-  
er“  
,  
its.  
Bon  
jem  
sch-  
ens  
en“  
ola-  
523  
sus  
gen-  
tes  
heit  
der,  
ums  
mit  
und  
nen  
Auf-  
res  
ffen  
hien  
mit  
ihre  
nde,  
o er  
...  
cher  
...  
nges  
ttes  
nen,  
für  
auf  
seit:  
ngs-  
igen  
ver-  
ben,  
wir  
enso  
man  
das  
i ist  
nicht  
und  
Zef-  
terft  
pro-  
chen  
n.  
inen  
lde,  
hen-  
läßt  
ahin  
ntel,  
Be-  
nfen  
pait-  
onen  
am:  
ener  
fali  
das  
idere  
des  
nare,



In den Dünen. Nach einem Gemälde von Max Liebermann im Städtischen Museum zu Leipzig.  
(Photographierverlag von Braun, Clement & Co. in Bernach und Forts.)

oder Grund und Futter; bei Beurtheilung des Werthes ist zumeist die Oberwaare ausschlaggebend.

In Seide hat es wohl nur Damenkonfektionsstoffe gegeben, die sogenannten Matlassés, deren hauptsächlichster Herstellungsort Elberfeld ist. In den 80er Jahren waren diese Stoffe in Qualität vorzüglich; zur Oberkette wurde drei- und vierfache Seide genommen, auch am Oberschuß wurde nicht gespart; Schußlagen von 240 Schuß auf den Elberfelder Zoll waren durchaus keine Seltenheit. Das sinn- und planlose Wüthen unserer Fabrikanten machte jedoch aus dieser großartigen Qualität bald eine Waare, die nicht mehr zum Ansehen ist, geschweige denn, daß sie sich tragen läßt. Einmal Regen und Sonnenschein, und man fühlt sich versucht, einen Jutesack gegen einen solchen Mantel schön zu finden. Als nun gar erst die Berliner Konfektionsstoff-Fabrikanten anfangen, Matlassés zu fabriciren, da war das Ende weg, die haben es traurig heraus, aus einem noch leidlichen Artikel Schund zu machen.

Doch davon später. Beschäftigen wir uns zuerst einmal mit der Herstellung solcher Doppelstoffe im Allgemeinen. Trennt man die Unterwaare von einem solchen Stoffe ab, so behält man meist ein dünnes, glattes Gewebe, welches jedoch meist so fadenscheinig ist, daß es selbstständig kaum Verwendung finden könnte; die diesen Stoffen eigenthümliche Stärke muß also lediglich durch das Unterwerk erzielt werden. Dieses besteht gewöhnlich aus einer baumwollenen Zwirnketten und einem bisweilen 3 mm starken Kunstwollschuß. Die Zusammensetzung beider Gewebe geschieht nun derart, daß die Ketten zu beiden Theilen gleichzeitig aufgespannt werden, jedoch so, daß jede von einem besonderen Baum (so nennt man die wagerecht gelagerte Walze, auf welche das Kettgarn aufgewickelt ist) dem Webgeschirr zugeführt wird. Das Verhältnis der beiden Ketten schwankt in der Fadenzahl; am gebräuchlichsten ist die Einstellung 2 zu 1, d. h. die Oberkette hat doppelt soviel Fäden wie die Unterkette. Beim Weben wird nun so verfahren, daß erst eine Anzahl Schüsse eines dünnen Materials in die Oberkette geschossen werden, und darauf, der Einstellung der Kette entsprechend, vielleicht die Hälfte der oberen Schußzahl von starker Kunstwolle in die Unterkette. Diese Webweise würde nun aber in Wirklichkeit auch zwei getrennte Gewebe ergeben, man muß also danach trachten, beide Waaren möglichst innig zu verbinden. Dies geschieht zumeist dadurch, daß man beim Weben des Oberwerkes einige Fäden der Unterkette über einen Oberschuß binden läßt; der darauf folgende Unterschuß hindert nachher ein Verschieben dieses Anbindungspunktes, und beide Gewebe sind somit unzertrennlich verbunden. Die richtige Lagerung dieser Anbindungspunkte ist für die Doppelstoff-Fabrikation eine der heikelsten Arbeiten und verlangt ein eingehendes Studium und jahrelange Übung; manchmal ganz unscheinbare Ungelegenheiten können die ganze Waare verderben, indem diese Anbindungspunkte das glatte Aussehen der Oberwaare derart stören, daß kein nachfolgendes Appreturverfahren im Stande ist, diesen Fehler zu korrigiren. Auch die unrichtige Spannung der Unterkette kann unauslöschliche Spuren im Oberwerk hinterlassen.

Ein wenig anders stellt sich die Anbindung der Unterkette bei den seidnen Matlassés, indem hier meist noch eine dritte Schußqualität, der sogenannte Füllschuß hinzukommt, der sich zwischen beide Ketten legt, ohne daß eine Verkreuzung von Ober- und Unterkettfäden stattfindet, vielmehr ohne Ausnahme alle Seidfäden nach oben gehen, das Oberfach bilden, während alle Futterkettfäden nach unten gehen. Bei der Schußfolge: drei Oberschuß, ein Füllschuß und ein Futtereschuß bindet meist beim dritten Oberschuß, dem sogenannten Schneidschuß ein Theil der Unterkette oben an. Diese Webweise giebt dem Matlassé, da der Füllschuß meist aus mehrfacher Baumwolle besteht, ein bretartiges Gefühl, es fehlt ihm das Voluminöse der wohl ähnlich hergestellten, aber nachher gewalkten Wollwaaren, weshalb letztere auch nie ernstlich vom Matlassé eine Konkurrenz zu befürchten hatten. Die Zusammensetzung des seidnen Matlassés verbietet es, daß als Unterschuß, zur Futterbildung, ein gut wolkender Wollschuß verwendet werden darf, da die als Füllschuß und meist auch

als Grundschuß verwendete Baumwolle nicht walkt, bei Zusammenziehung des Wollschusses sich also Beulen nach rechts herausdrücken würden; deshalb darf hier als Futtereschuß nur eine ganz minderwerthige Faser verbraucht werden. Aus all diesen Umständen resultirt denn auch, daß seidener Matlassé, auch wenn es noch nicht die schlechteste Qualität ist, eigentlich nicht der Zweckmäßigkeit entspricht, sondern nur Mittel ist zur Befriedigung des Scheines einer gewissen Wohlhabenheit.

In besseren wollenen Konfektionsstoffen unterscheidet man eine ganze Reihe von Qualitäten, je nachdem dieselben aus Kammgarn oder Streichgarn hergestellt sind. Zu ersteren gehören neben den jedermann als Kammgarn kenntlichen Stoffen die in den letzten Jahren so beliebten Covertcoats, welche aus einem in der Wolle gefärbten Kammgarnfaden und einem darum gezwirnten dünnen Baumwollfaden (rohweiß) bestehen. Streichgarne, d. h. walkfähige Schafwolle, haben im Oberwerk: Ratiné, Satin, Eskimo, Double &c.; diese Namen bezeichnen meist nur verschiedene Qualitäten. Eine Stufe tiefer im Werth stehen dann die aus einem Gemisch von Wolle und Baumwolle gesponnenen Fäden, welche sich in der Waare durch Zweifarbigkeit kenntlich machen, und als Konkurrenten der gemischtfarbig gesponnenen oder melirten Garne auftreten. Diese zuerst in Kammgarn unter der Bezeichnung Beige (sprich: bähsch) und Vigoureux erschienenen, in Qualität recht passablen Waaren stellten sich infolge des Produktionsprozesses (Färben der ungesponnenen Wolle und späteres Mischen vor dem Spinnen) etwas theurer als stückfarbige Waaren; da fand die liebe Konkurrenz gar bald, daß man auch ähnliche Effekte erzielen konnte, wenn man der Wolle einen gewissen Prozentsatz der weniger gut färbenden Baumwolle hinzusetzte. Nicht genug, daß dadurch die Fabrikationskosten bedeutend sanken und der Marktpreis unterboten wurde, wollte es wieder Einer dem Anderen voraus thun und verschlechterte die Qualität derart, daß nicht die Wolle einen Prozentsatz Baumwolle als Beimischung erhielt, sondern daß die Baumwolle die erste Geige zu spielen bekam und ihr nur noch ein geringer Prozentsatz Wolle zur Erzielung des Effektes beigegeben wurde. Heute ist der weitaus größte Theil von der letzteren Beschaffenheit.

Eine weitere Spezies der Konfektionsstoffe sind die Lockenwaaren, auch Curls (sprich: förls) genannt. Diese werden ebenfalls in passablen und miserablen Qualitäten gefertigt. Die ersteren haben ein Streichgarngrundgewebe, auf welches der lockenbildende Faden gleichsam als Verzierung gelagert ist. Eine etwas geringere Qualität entsteht schon dadurch, daß das Grundgewebe aus baumwollenem Tritot besteht (Tritotcurl). Die Elastizität dieser Wirkwaare setzt dem Zusammenziehen des Curlfadens keinen Widerstand entgegen, eignet sich also, abgesehen von der unrealen Qualität, ganz besonders für diesen Stoff.

Die Erzeugung des erwähnten Lockenfadens ist eine besondere Spezies der Garnpräparation, wie diese besonders in der Strimmerfabrikation eine bedeutende Rolle spielt. Der meist aus englischer Wolle bestehende Faden wird in bestimmten Fadenzahlen zu einer starken Schnur zusammengedreht und durch Kochen in einer Lösung von Ammoniak, Kochsalz und ähnlichen Ingredienzen in dieser Stellung fixirt. Die einzelnen Fäden behalten nach dem Trocknen und Aufschütteln ihre um die Schnur herumlaufenden Bindungen und suchen diese, wenn man sie gerade zieht, so bald als möglich, wieder anzunehmen. Streckt man also einen solchen Faden, so ist er scheinbar glatt, z. B. als Schuß in der straff gespannten Waare; sowie aber diese künstliche Spannung nachläßt, so nimmt der Faden unter Ueberwindung des durch das Grundgewebe erzeugten Widerstandes seine frühere, aus der Schnurdrehung resultirende Stellung ein. Selbstverständlich verliert das Gewebe dementsprechend in der Breite. Der die'm Material eigenthümliche Glanz hatte diesen Waaren mehrere Jahre eine ganz bevorzugte Stellung gesichert. Aber wie überall suchte auch hier die Konkurrenz durch Verschlechterung der Qualität diesen Nivalen vom Markte zu verdrängen. Man versuchte es schließlich auch mit losen gedrehten, minderwerthigen West-

garnen als Einschlag auf baumwollene Ketten und erzielte den sogenannten Walkstrimmer. Doch auch dieser war noch nicht schlecht genug. Schließlich nahm man dünne Westfäden lose gezwirnt als Kette und Shobby, auch Lumpenschuß genannt, als Einschlag, und erhält so die von den Webern drahtisch „Wurstpelle“ geheißenen Waaren. Und diese dominiren nun schon Jahre lang; ein Wunder ist es freilich nicht, die Lumpen kosten fast nichts und gehen auch schnell wieder entzwei, sobald der Bedarf eigentlich nicht aufhört. Diese roh gewebte „Wurstpelle“ wird bis zu 30 Prozent eingewalkt und stellt dann eine filzige Masse dar, auf welcher sich zerstreut einzelne Locken schüchtern erheben, die dadurch entstehen, daß einzelne Fasern des Kettenmaterials zusammenschrumpfen, andere nicht, und daher bei dem ziemlich beträchtlichen Prozentsatz des Walkens nach oben heraus getrieben werden. Und solche Lumpen werden nicht selten dem kaufenden Publikum in Kleiderhandlungen als englische Cheviotstoffe aufgehängt. Noch täuschender werden englische Qualitäten durch Verwendung farbiger Garne in Kette und Schuß erzielt. Wird hier das Material etwas solider gewählt, so muß man schon etwas Kenner sein, um den Unterschied sogleich zu merken, wenn nicht der Preis als solcher schon indirekt darauf hinweist. Weiter abwärts folgt dann eine glatte, filzartige Qualität, die aus einem gleichmäßig walkenden Kunstwollfaden in Kette und Lumpenschuß zusammengesponnen ist. Die Weber nennen solche Ketten „Knack“, wahrscheinlich weil das Zeug schon entzwei geht, wenn man es etwas scharf ansieht; nur durch eine ganz intensive Walke ist es möglich, hier einen Halt und Zusammenhang zu schaffen. Etwas in diese Qualitäten hinein spielen auch die zu Damen-Regenmänteln vielfach gebrauchten braunweiß gestüpfelten Stoffe. Der weiße Faden besteht hier aus ganz weich gedrehter roher Baumwolle, ähnlich der in den bekannten weichen Scheuerlappen verwebten; daraus erklärt sich vielleicht auch, warum solche Mäntel so schnell ein einem solchen Scheuerlappen ähnliches Aussehen annehmen.

Das letzte Glied dieser Schundfabrikation bilden die imitirten Tuche, die häufig zu Jaquets, „Hohenzollernmänteln“ u. A. verarbeitet werden. Von A bis B nichts als Baumwolle, von wirklichem Tuch keine Spur; eine baumwollene Kette, noch nicht einmal immer Zwirn, wird mit einem ganz offenen Baumwollschuß verwebt, das Zeug dann gefärbt und so lange geraucht, d. h. auf der Oberfläche zerkratzt, bis kein Faden mehr erkenntlich ist. Die so erhaltene Tuchdecke wird dann gepreßt, wodurch je nach der Schwere des verwandten Druckes Glanz erzeugt wird, und nun geht die Kleiderfabrikation los. An den „Hohenzollernmänteln“ kann man diese Studien am besten machen; die schwarzen sehen schon den ersten Winter aus, als ob ihre Träger sich öfters auf dem Straßenbamm herumgewälzt hätten, fleckig, nicht selten sogar von oben bis unten streifig. Aber nun gar erst die blaugrauen! Ist es schon bei den besten Wollqualitäten eine recht gefährliche Sache, diese Töne zu färben — nicht einmal in Wollfarbe, d. h. Färbung der ungesponnenen Faser, kann man für Echtheit garantiren — so ist es bei der absolut unzuverlässigen Baumwollfärbung ganz ausgeschlossen, diesen Ton zu erreichen, soweit die Dauerhaftigkeit in Frage kommt. Wenn nun aber ein Herrr Leutnant schneidig mit grauem Mantel daherkommt, so muß man es doch auch; da man aber nicht so viel Kredit hat wie jener, so muß man sich naturgemäß mit werthlosen Imitationen begnügen. Wenn's nur so aussieht! Aber man frage nur nicht, wie lange? Sehr bald erscheint statt des zarten Blau ein recht schön schmutziges Gelb, und wenn sich das dann mit dem Blau mischt, so entsteht ein wunderbarer Effekt, das sieht dann schneidig aus! Und gerade an diesen Qualitäten verdienen die Kleiderhandlungen das Meiste, weil nicht der reelle Werth in Frage kommt, sondern der Käufer seine Eitelkeit mitbezahlen muß.

(Schluß folgt.)

## Eine saubere Geschichte.

Von S. N. Potapenko.

(Fortsetzung.)

Was, was, Gesetz, Vertrag? Na, zeig' mal den Vertrag! Na, wo ist er denn? Gieb ihn doch 'mal her. Na!"

Diese Worte trafen die Bauern wie Schläge auf den Kopf. Michael Kusmitsch sah, daß hier seine Worte von Recht und Gesetz verschwunden waren, weil der Vertrag in Perechwatow's Händen war, der mit ihm thun konnte, was er wollte. In ihm siedete es, und seine Empörung riß ihn mit sich fort, weiter, als er selbst es wollte. Er wollte sich rächen, wenn auch nur durch Worte, da er seine Ohnmacht fühlte.

"Ach, Gutsherr, Gutsherr!" erscholl es aus dem Munde des Michael Kusmitsch giftig und ironisch und so laut, als ob der Sprechende wollte, daß das ganze Dorf und die ganze Umgebung es hören sollte, "den Bauer wollt Ihr also berauben? O, Ihr glaubt gewiß nicht an Jesus Christus, und vor Gott fürchtet Ihr Euch auch nicht! Na, reich werdet Ihr von fremdem Gute nicht werden. Ne!"

"Was, was? Was erdreißest Du Dich, Du gemeiner Kerl? Weißt Du, wer ich bin? Weißt Du's? Ich werde Dir's schon zeigen, ich werde den Adelsmarschall, den Gouverneur, ich... Naus alle Ihr, Ihr gemeinen Kerle! Fort von meinem Hofe!"

Die Bauern hatten den Michael Kusmitsch, Schweigen heischend, in die Seite gestochen, der aber konnte beim besten Willen nicht aufhören. Erst mußte er seinem Zorn in heftigen Worten Luft machen. Er schwieg erst dann, als Perechwatow, der begriffen hatte, daß die Sache nicht zu seinen Gunsten enden könne, in der Vorhalle verschwand, indem er die Thür in voller Wuth zuschlug.

Nun verstummte Michael Kusmitsch und sah mit scheuen Blicken seine Kameraden an. Sein Gesicht hatte längst den gewöhnlichen frohen Ausdruck verloren. Seine Lippen waren ganz trocken vor Aufregung.

"Ungarnt," erscholl es aus der vielköpfigen Menge. "Was sollen wir jetzt thun, Brüderchen?"

"Fort, fort, Kerle! Was steht Ihr noch, hier ist für Euch kein Platz," kam es von des Lafaien Lippen, der in der Vorhalle erschien. Seine Miene war so, als wäre er am tiefsten beleidigt worden.

"Nach Hause also," sagte Jemand in der Menge. "Und die Bauern setzten mit solch' energischer Bewegung die Mügen auf, als wollten sie sie für immer auf den Köpfen behalten."

Schweigend verließen sie den Hof des Gutsherrn.

## II.

Fedot Fedotowitsch Betnjagin hatte als Schreiber des Amtes Pogorelofska eine sehr kleine Dienstwohnung inne, in der er mit seiner Familie, die aus seiner Frau, seiner alten Mutter und sechs Kindern bestand, hauste. Die größeren Kinder standen immer im Wege und störten besonders dann, wenn man es sehr eilig hatte, wofür sie pädagogische Maßregeln in Gestalt von freundlichen Puffen einsetzten. Die jüngeren schrien und winselten immer. Eins aber hatten sie gemein, alle baten um Brot, selbst dann, wenn sie welches in der Hand hielten. Sie alle wohnten in einem Zimmer, das durch einen Vorhang getheilt wurde. In der einen Hälfte stand das Ehebett und ein sehr großer Kasten, der den ganzen Reichtum der Familie Betnjagin enthielt. Das Oberhaupt der Familie war ein kleines, mageres Männchen, mit kleinem Kopf und einem Gesicht von merkwürdig dunkler Farbe. Kaum konnte sich Jemand rühmen, ihn ruhig sitzen gesehen zu haben, kaum konnte man sich ihn anders vorstellen als mit sorgenvollem Gesicht eilig und ohne Unterbrechung schreibend. Nur wenn er aus der Wohnung das Geschrei eines seiner Sprossen vernahm, ruhte die Feder. Dann warf er sie rasch bei Seite, lag hin und stiftete, den Getränken streichelnd und den Beleidigten am Ohr zupfend, Frieden. Untermwegs pugte er einem der Sechse die Nase, und

eisend, wie er gekommen, flog er darauf in's Amtszimmer zurück. In diesem kleinen Männchen lebten großartige Familientugenden. Fünfzehn Jahre hindurch hatte er ruhelos die Amtsgänge besorgt und in der Ruhezeit geschrieben. Und das alles, um die stets hungrigen Mäuler seiner Sproßlinge zu stopfen. Ja, in dem Maße, wie die Zahl dieser Mäuler wuchs, wuchs auch seine Energie. Sein Gesichtsausdruck wurde besorgter; seine Feder flog rascher.

Als er wieder einmal eifrig schreibend an seinem Tische saß, um an die zahllosen Gouvernementsämter einen Bericht zu erstatten, öffnete sich plötzlich die niedrige Thür des Dorfsamtes, und in's Zimmer trat ein unterlegter, breitschulteriger fünfzigjähriger Bauer von hohem Wuchs, mit straffer, selbstbewußter Haltung, dunkelblondem Vollbart und ruhigen grauen Augen. Es war der Dorfschulze. Man sah es ihm sogleich an, daß ihm dieser Gang ungewohnt war, denn er hatte große Stiefel und einen feierlichen Kasikan an.

"Fedot Fedotowitsch, meine Hochachtung," sagte der Eintretende, indem er seine schwielige Hand in die kleine des Schreibers legte. "Der Gutsherr fordert," sagte er sich setzend, "Thimophee, sein Lafai, kam zu mir gelaufen, daß der Schulze mit dem Schreiber sogleich kommen solle. Es sei etwas mit unseren Bauern vorgefallen. Thimophee sagte, sie hätten Geld für das gepachtete Feld gebracht. Er aber wollte es nicht nehmen, wollte nicht erlauben, daß sie ihren Roggen schneiden. Das ist natürlich sehr schlaun von ihm. Ein Schnitter ist heutigen Tages sehr theuer, und in den verfloßenen Jahren haben sie ihm fast Alles unentgeltlich besorgt. Na, so will er's heute auch haben."

"Ja, was kann ich denn hier thun?" piepte Fedot Fedotowitsch mit seinem dünnen Stimmchen.

Während der Rede des Schulzen hatte er schon Alles durchdacht, und obgleich er seine Rolle in dieser Geschichte nicht verstand, so erschrak er doch. Man konnte ja nicht wissen, was Perechwatow forderte, und mit dem Adelsmarschall stand er auf Du und Du. O ja, der konnte Jemand mit Wohlgefallen überschütten, besser aber noch verstand er es, Einem das Leben zu verleiden. Fedot Fedotowitsch griff instinktiv nach dem Stuhl, auf dem er saß, um sich zu überzeugen, ob der Boden unter ihm noch fest wäre.

"Na, so muß man wohl gehen," sagte halbfragend der Schulze.

"Was will er denn? Ach Gott, ach Gott!" klagte Fedot Fedotowitsch, indem er seinen Dienstroch anzog. Es war sein Galack, den er nur in den ersten Augenblicken seines Lebens trug, nämlich, wenn er zu zittern hatte; das waren die feierlichen Augenblicke in dem Leben einer kleinen Stanzleiratte.

Bald erreichten Beide die Terrasse Perechwatow's und warteten geduldig, bis man sie rief. Endlich wurden sie in's Haus geführt und zwar zu ihrem Erstaunen in Perechwatow's Gemach, was natürlich für sie eine außerordentliche Ehre war.

In dem Gemach, dessen Fenster auf einen prachtvollen Obstdgarten hinausgingen, hingen auffallend viele Heiligenbilder in großen vergoldeten Rahmen und mit ewig brennenden Lämpchen davor. Dann stand da auch ein großer offener Schrank mit Büchern religiös-stillichen Inhalts. Auch ein Betpult war im Zimmer, auf dem ein großes Gebetbuch in Sammeteinband mit goldenem Kreuze ruhte.

Perechwatow's Gesicht verhieß durchaus kein Gewitter. Es war ruhig, bewegungslos, kaum sah man unter den schweren Lidern die Augen. Als die Behörde erschien, erhob er sich.

"Euer Excellenz geruheten uns zu rufen," sagte Fedot Fedotowitsch, indem er die Hände militärisch an die Hosennaht legte und ängstlich in Perechwatow's Gesicht sah. Ganz anders war die Haltung des Schulzen. Er kam ungezwungen herein, allerdings blieb auch er an der Thür stehen, doch war

seine Haltung eine durchaus natürliche. Er sah nicht einmal Perechwatow an, sondern blickte zum Fenster hinaus und bewunderte einen prächtigen, zweigreichen Kirschbaum.

Perechwatow reichte Fedot Fedotowitsch und dem Schulzen die Hand und auf zwei Stühle zeigend, sagte er: "Setzen Sie sich, meine Herren. Eine sehr wichtige Angelegenheit!" Dabei spielte er anscheinend unauffällig mit dem Annenorden, den er zuvor zur besseren Repräsentation angelegt hatte. Der Schulze bemerkte dieses Spiel, wurde ein wenig verlegen und sah nicht mehr zum Fenster hinaus.

"Ich wende mich an Euch, meine Herren, als an die hiesige Behörde, versteht Ihr?" sagte Perechwatow in sehr vornehmem, nachdrücklichem Tone. "Wißt Ihr, was bei Euch hier vorgeht? Wißt Ihr, welche verderblichen Keime in den Hirnen der Pogorelofskaer Bauern aufschließen? Wißt Ihr, auf welchen, man kann sagen, verhängnisvollen Weg Ihr das Euch anvertraute Dorf gebracht habt?..."

Die Behörde sah sich verlegen, fast erschrocken an. "Was geht denn bei uns vor?" fragten ihre Blicke.

"Eine schlechte Behörde seid Ihr doch, wenn Ihr nicht einmal wißt, was vor Euren Augen vorgeht," fuhr Samsjon Perechwatow in einem Tone fort, als ob er großmüthig seinen Gästen einen guten, durchaus uneigennütigen Rath geben wollte. "Ja, die Sache ist schon weit gekommen, und das Volk ist unter Euch fürchterlich übermüthig geworden, so übermüthig... Wißt Ihr, was ich Euch sagen will? Wenn Ihr nicht zur Zeit die Zügel straff zieht, so... so... fürchte ich, wird es einen Aufruhr geben."

"Euer Excellenz, das ist noch niemals gewesen und wird auch nicht sein," schrie der ganz erschrockene Fedot Fedotowitsch.

"Unsere Bauern einen Aufruhr?" lachte gutmüthig der Schulze. "I wo. Das Volk bei uns ist zu zahm, zu verhungert, um aufrührerisch zu werden. Das kann nicht an Aufruhr denken. Umsonst beunruhigt Ihr Euch, Euer Gnaden."

"Ich denke, Danilo Fedoceitsch, das kann ich besser beurtheilen, ob man sich zu beunruhigen braucht," entgegnete weich, aber bestimmt Perechwatow. "Ich bin ein Mensch mit Erfahrungen und ich sehe Vieles sehr gut, das Ihr niemals sehen werdet, wenn Ihr Euch auch die Augen aussehen solltet. Ja, ich, Brüderchen, bin schlaun, und wenn ich von einer Gefahr spreche, so brauchst Du nicht mehr zu zweifeln. Paß' nur auf, und Du wirst sehen, daß Alles richtig ist. Du schweigest, weißt Du denn nicht, was bei mir heute vorgefallen ist? Weißt Du, was Deine zahmen Bauern sich heute bei mir erlaubten? Geld brachten sie, ist das gut? Nicht Einer, nein, Alle miteinander, weißt Du, wonach das riecht? Das ist Komplott, und Streik soll es werden! Und wenn es so weiter geht, wenn das ganze Dorf, und weiter das zweite, das dritte, der ganze Kreis, das ganze Gouvernement so wird?... Ja, weißt Du nun, wonach das riecht? Was willst Du denn sagen? Was, wenn sich Alle mit einem Mal versammeln und sagen: 'Wir wollen nicht mehr für die Gutsherrn arbeiten, wir wollen fünf Rubel den Tag und weiter, wir wollen keine Steuern zahlen...'"

"Na, wißt Ihr nun, was das ist? Wißt Ihr, wie man das nennt?... Das, Brüderchen, ist Aufruhr... Sechs Jahre arbeiteten sie ordentlich und jetzt mit einem Male empören sie sich. Und Du, Danilo Fedoceitsch, sagst noch, ich soll mich nicht beunruhigen? Ueberlege doch selbst einmal, was daraus werden kann, werden wird..."

Die Behörde saß auf den Stühlen und überlegte wirklich, was daraus werden konnte. Sie fühlte sich umgeben von einem Flammenmeer, denn Perechwatow hatte ja ganz klar bewiesen, daß in Pogorelofska ein Aufruhr ausgebrochen sei; das war klar wie der Tag, Zweifel gab es nicht mehr.

Der Schulze war natürlich etwas weniger auf-

